

Zeitschrift: Werdenberger Jahrbuch : Beiträge zu Geschichte und Kultur der Gemeinden Wartau, Sevelen, Buchs, Grabs, Gams und Sennwald
Herausgeber: Historischer Verein der Region Werdenberg
Band: 13 (2000)

Artikel: Ein Gespräch mit Pipilotti Rist : "Ich musste Künstlerin werden oder drogensüchtig; etwas anderes hätte ich nicht verkraftet"
Autor: Noser, Franz
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-893027>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 29.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Ein Gespräch mit Pipilotti Rist

«Ich musste Künstlerin werden oder drogensüchtig; etwas anderes hätte ich nicht verkraftet»

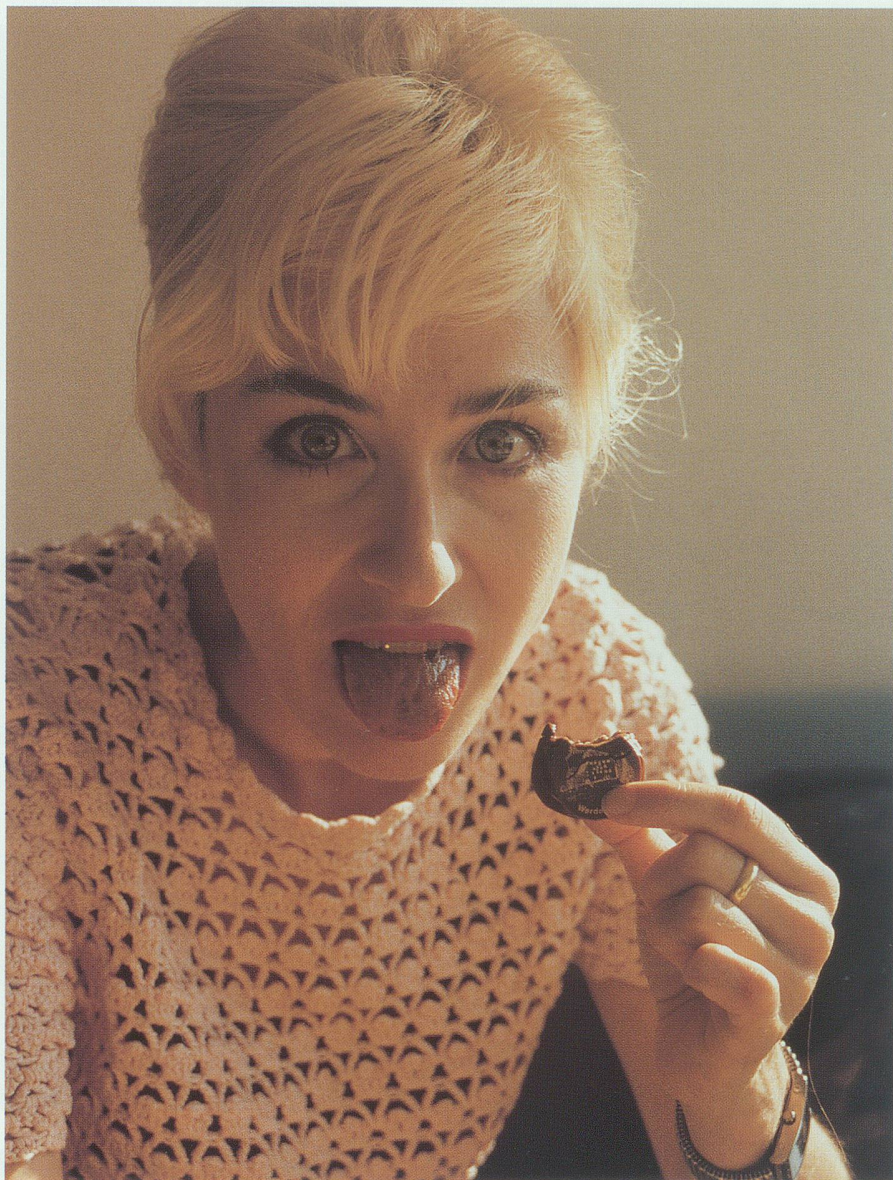
Franz Noser, Buchs

Unter dem Rubriktitel «Werdenberger Kunstschaffen» haben wir in den bisherigen Jahrgängen dieses Buches jeweils im Werdenberg wohnhafte Kunstschaffende vorgestellt und gewürdigt. Für diesmal scheint dieser Rubriktitel nicht auf, weil der Beitrag einer Künstlerin gilt, die zwar aus dem Werdenberg stammt, die heute jedoch vorwiegend in Zürich lebt und arbeitet und deren Tätigkeitsfeld zunehmend ein internationales ist: Pipilotti Rist. Der Verfasser traf sich mit ihr in Peter Zumthors Thermalbad in Vals GR und in Zürich und sprach mit ihr über Kindheit, Jugend, Kleider, Kunst, Medien und Politik – aber nicht über die Expo.01. H.J.R.

«Die einzigen, deren Kritik in persönlichen Dingen ich noch traue, sind alte Freunde und Familienmitglieder. Bei allen andern weiss ich gar nicht mehr, aus welchem Grund sie etwas Bestimmtes sagen.»

Franz Noser: Als Kind wurdest du in der Familie manchmal mit dem Spitznamen «Lisabomba» geneckt, weil du unvermutet und blitzartig dort auftauchtest, wo es etwas zu ergattern gab. Erinnerst du dich daran?

Pipilotti Rist: Ich war sicher ein vorwitziges und neugieriges Kind und hatte ein lautes Mundwerk. Im Gegensatz zu meiner älteren Schwester Ursula war ich nie diejenige, die, wenn sie ein Zimmer betrat, sich still in die Ecke verkroch, sondern: zack, da bin ich! In der Schule spielte ich wohl auch oft den Clown. Ich hatte dabei aber immer das Gefühl, ich böte auch etwas und ich täte das nicht einfach, um Aufmerksamkeit zu ergattern. Vielleicht müsste ich dem einmal auf den Grund gehen. – Lisabomba – hat das meine Gotte gesagt? – Die einzigen, deren Kritik in persönlichen Dingen ich noch traue, sind alte Freunde und Familienmitglieder. Bei allen andern weiss ich gar nicht mehr, aus welchem Grund sie etwas Bestimmtes sagen.



Pipilotti Rist 1999. Bild: Franz Noser, Buchs.

Du durfst deinen Vater, den Allgemeinpraktiker, als Kind auf Hausbesuchen begleiten... Ja, das stimmt. Besser aber erinnere ich mich an die Spitalvisiten in Sedrun, auf die mein Vater mich mitnahm. Er setzte mich jeweils auf die Betten der verletzten italienischen Arbeiter. Ich war mit meinen

blauen Augen sozusagen das Gschänggli für die Emigranten, die alle auf «Entzug» waren: ohne Frauen und Kinder. Sehr viele Erinnerungen habe ich an die Sonntage, an denen wir Kinder dem Vater beim Wundennähen assistieren durften. Ich habe sehr viele Schnittwunden gesehen.

Bei einem Malwettbewerb von Jelmoli gewannst du den ersten Preis, und zwar mit einer Collage der Heiligen Drei Könige...

Das Sujet war vorgegeben. Man musste es ausmalen. Ich riss Fetzen in verschiedenen Farben aus Magazinen und beklebte das Blatt damit. Wenn ich's mir jetzt so überlege, hatte es fast eine Art Video-Pixel-Ästhetik (*lacht*). Ich gewann eine Instamatic, so eine ganz miese Kamera, und

War das dein erstes «Kunstwerk»?

Das war keine Kunst, das war eine Basstelei...

«Kunstwerk» steht in Anführungszeichen.

Nein, ich bastelte auch vorher extrem viel. Wir wohnten in Grabs neben der Schuhfabrik Martin. Da gab es einen Container mit Lederresten. Ich holte solche Resten und fertigte daraus zum Beispiel geflocht-

bauen». In deiner letzten Ausstellung «The Remake of the Weekend» steht im ersten Raum eine «Hütte» aus Tüchern und Möbelstücken. Hast du Erinnerungen ans Hüttenbauen?

Wir bauten sehr oft Hütten in der Stube. Und draussen auch. Mit gespannten Tüchern. Manchmal durften wir auch das Zelt nehmen, um die Hütte zu vergrössern.

Und was machtet ihr in den Hütten?

Gespielt haben wir natürlich. Mütterlis und Väterlis (*lacht*).

Als Kind warst du eine grosse Tierliebhaberin...

Nein, überhaupt nicht!

Wie war denn das mit Mäcki?

Ja, gut, Mäcki. Ich ging mit der Tochter von Metzger Lippuner zur Schule. Ich war einmal bei ihr in der Metzgerei. Sie zeigte mir ein neugeborenes Lamm: «Das müssen wir morgen töten, denn die Mutter will ihm keine Milch geben. Man müsste es mit der Flasche aufziehen, aber dafür hat man keine Zeit.» Da kaufte ich es oder bekam es geschenkt, jedenfalls brachte ich es im Stall des Nachbarn unter und gab ihm anfangs sechsmal, später viermal pro Tag zu trinken. Meine Geschwister halfen mir dabei. Ursula war sicher die viel stärker engagierte Tierfreundin.

Aber Saskia, euren Hund, hattest doch auch du nach Hause gebracht?

Das war das Gleiche; die hätte man auch getötet. Das wollte ich einfach nicht.

Auf der Bahnhofstrasse fragtest du als Primarschülerin einmal eine Frau, ob ihr Pelzmantel echt sei. Als sie bejahte, nanntest du sie «eine blöde Kuh»...

Und dann lief ich sofort nach Hause, um es zu erzählen. Bei uns bekam man für so etwas sozusagen einen Orden angeheftet. Auch mein Vater weigerte sich ja, Frauen mit echten Pelzmänteln zu behandeln.

Mit zwölf durfst du allein mit deinem Vater eine Reise quer durch den Sénégäl unternehmen...

Ja, wir fuhren mit den öffentlichen Verkehrsmitteln durchs Land, in Bussen ohne Scheiben, wo einem die Hühner vom Dach auf den Kopf schissen. In einem Dorf aus Lehmhütten mit Strohdächern wurden wir von Einheimischen zum Nachtessen eingeladen. Aus einer Riesenschüssel ass man



Elisabeth, Lisabomba, Pipilotti... 1965. Bild: Walter Rist.

musste diese im Jelmoli abholen. Ich meldete mich im fünften Stock im Direktorenzimmer. Das vergesse ich nie mehr. Der Direktor hatte die Jalousien geschlossen und sass hinter seinem Pult im streifigen Gegenlicht. Es war ziemlich dunkel. Er überreichte mir die Kamera und lobte mich.

tene Kochtopfuntersätze oder kleine Portemonnaies. Ich bastelte von der Kindergarten- bis in die Sekundarschulzeit.

In einem Interview im Kunst-Bulletin bezeichnest du die Ausdrucksform der Installation als «Luxus, ein wenig wie Hütten-

Reis und Fisch. Am nächsten Tag litt ich an einer Fischvergiftung. Ich glaube, ich wäre in der Hitze fast krepieret. – Später freunde ich mich mit einem Mädchen an. Noch einige Zeit danach war das für mich im Kopf meine Kollegin in Afrika. Ganz klar in meiner Erinnerung sind die Düfte. Es roch extrem gut, vor allem auf den Märkten. Einmal fragte jemand, ob ich die Frau meines Vaters sei. Diese Frage stresste mich total. Das war das Schlimmste, was der fragen konnte.

Warum denn?

Das war in dem Alter, als gerade die ersten Regungen kamen, dass du eine Frau bist. – Ich war noch flach, ich war sowieso diejenige, die zuletzt Brüste bekam. Das kannst du schreiben, das ist mir gleich. – Die Vorstellung, dass die Leute meinten, ich sei die Frau meines Vaters, war mir völlig widerwärtig.

«Später dann wohnte ich wie gesagt in unserem Hallenbad – und kam mir extrem autonom dabei vor.»

Mit vierzehn wolltest du von zuhause ausziehen...

Tat ich auch – ins Schwimmbad... (*lacht*).

Nicht zuerst unter die Kellertreppe?

Ah ja, – genau. Unter die Treppe. Und dann verriegelte ich den Schlupfraum mit Gittern, damit niemand hineinkonnte... Das muss ich verdrängt oder vergessen haben. Später dann wohnte ich wie gesagt in unserem Hallenbad – und kam mir extrem autonom dabei vor. Ich konnte von da aus direkt zur Schule gehen. Ich hatte wirklich das Gefühl, ich sei ausgezogen. Im leeren Schwimmbecken hatte ich meine Matratze. Das war sehr aufregend. Ich erinnere mich, wie es da roch. Das war meine Loft; das war mein Reich. Mit denen wollte ich nichts mehr zu tun haben (*lacht*).

Du wolltest als Kind Entwicklungshelferin werden. Weissst du noch warum?

Ja, aus Mitleid. Ich sammelte auch immer Geld, um es nach Afrika zu schicken, und ich wollte Jüdin werden, aus Solidarität mit den Opfern des Holocaust. Meine Mutter hatte uns immer viel davon erzählt. Ich denke, das ist eine sehr kindliche Regung, ein Gerechtigkeitsstreben: Es muss doch allen gleich gut gehen.

Pipilotti Rist

Pipilotti wird am längsten Tag des Jahres 1962, es ist Fronleichnam, als Elisabeth Rist im Spital Grabs geboren. Die diensthabende Hebamme Lisette stellt als Erstes unterschiedlich abstehende Ohren fest. Elisabeth ist das zweite Kind der Grabserin Anna Rist-Lippuner, s Laschti Fluris Anneli, und von Dr. Walter Rist, Assistenzarzt in Rorschach. 1964 zieht die Familie nach Sedrun, wo der Vater als Werkarzt der Curnera-Stauwerke arbeitet. Im 30-Betten-Spital betreut er 704 Arbeiter, vier Schweizer und 700 Italiener. Schweine sonnen sich auf der noch ungeteerten Hauptstrasse. 1966 eröffnen Rists eine Praxis im Haus Zentrum in Buchs. Die Familie bezieht eine Wohnung im gleichen Haus. Die Kindergärtlerin Elisabeth macht oft auf eigene Faust Besuche im damaligen Kaufhaus «Modern», im «Textilhaus», im «Konsumhof» (heute Coop) oder bei Hulda und Ernst Senn, die in der Nähe wohnen. 1969 – die beiden Schwestern haben unterdessen noch drei Geschwister bekommen – wird die Wohnung zu klein. Für die nächsten drei Jahre wohnen die Rists am Blumenweg in Grabs. Elisabeths erste Lehrer sind Ueli Tinner und später Fräulein Forrer. 1971/72 entstehen Im Brunnen in Buchs zuerst ein Praxis-, dann ein Wohnhaus, und die siebenköpfige Familie zieht – diesmal endgültig – ins regionale Zentrum. Vorübergehend nennt sich Elisa-

beth jetzt Pierre; sie wäre gerne ein Junge. Nach zwei Jahren Sekundarschule wechselt sie ans Gymnasium der Kantonsschule Sargans, welches sie 1980 mit der Matura abschliesst. Im Jahr darauf verlässt sie die Schweiz und studiert in Wien an der Hochschule für Angewandte Kunst. Jetzt nimmt sie ihren heutigen (Künstler-)Namen an. Anschliessend bildet sie sich in der Klasse für Audiovisuelle Gestaltung an der Schule für Gestaltung in Basel weiter. Erstes Aufsehen in der Kunstszene erregt sie 1986 mit dem Videotape «I'm Not The Girl Who Misses Much». 1988 nimmt sie an der «Rheinzeichen»-Ausstellung in Sevelen teil. Der Durchbruch gelingt ihr mit dem Videofilm «Pickelporno» (1992), und in wenigen Jahren avanciert sie zu einer der bedeutendsten Künstler(innen) der Schweiz. Ihre Werke sind zu sehen an Ausstellungen von Bregenz bis Berlin, von Sofia bis Santa Fé, von Sydney bis Southampton, von Tokyo bis Toronto. Sie gewinnt Preise im In- und Ausland. 1995 gestaltet sie für die UBS-Filiale in Buchs die Videoinstallation «Fliegendes Zimmer». Nicht-kunstinteressierte Schweizer kennen sie spätestens seit ihrer Tätigkeit als Künstlerische Direktorin der Expo.01 (1997/98). Pipilotti Rist wohnt und arbeitet heute vorwiegend in Zürich. Ihr Tätigkeitsfeld verlagert sich mehr und mehr ins Ausland.

Zu Beginn deiner Kantizeit warst du militante AKW-Gegnerin. Eine Mitschülerin berichtet, ihr hättet einmal einen neuen Mitschüler gleich am ersten Tag in die Mange genommen, um herauszufinden, ob er für oder gegen AKWs war.

Mit dem habe ich jetzt noch Kontakt. Er war für Atomkraftwerke, und es gab ständig Diskussionen. Unterdessen haben sich unsere Standpunkte etwas angenähert. Er ist nicht mehr voll für AKWs, hat grosse Zweifel...

Und du nicht mehr voll dagegen?

Ja. – Schlimm, nicht? (*lacht*).

Nicht schlimm, höchstens ein bisschen weise. – Schon um die Maturazeit sagtest du mir einmal, für etwas, dem man einen Na-

men geben könne, würdest du nie auf die Strasse gehen.

Das ist aber poetisch.

«Daneben unterstütze ich moralisch alle linken Initiativen, selbst wenn sie unbedarft-romantisch daherkommen wie diejenige für autofreie Sonntage.»

Es ist sehr schön gesagt. Ich habe es damals aufgeschrieben, sonst hätte ich es auch vergessen. – Worauf ich aber hinaus will, ist die Frage: Wie stehst du heute zu politischem Engagement im weitesten Sinn?

Mir gefallen Einzelinitiativen wie zum Beispiel die von Bruno Jehle und seiner Frau Martina, die einen Teil ihres Verdienstes in



Mit dem Vater, Walter Rist. 1968. Bild: Anna Rist.

die Infrastruktur eines indischen Dorfes investieren. Sie kümmern sich auch an Ort und Stelle um ihr Projekt. Das finde ich super: direkte, dezentrale Aktionen. – Daneben unterstütze ich moralisch alle linken Initiativen, selbst wenn sie unbedarft-romantisch daherkommen wie diejenige für autofreie Sonntage. Seit der Zeit als Expo-Direktorin werde ich etwa jeden zweiten Tag gebeten, meinen Namen für eine gute Sache zur Verfügung zu stellen. Ausser der

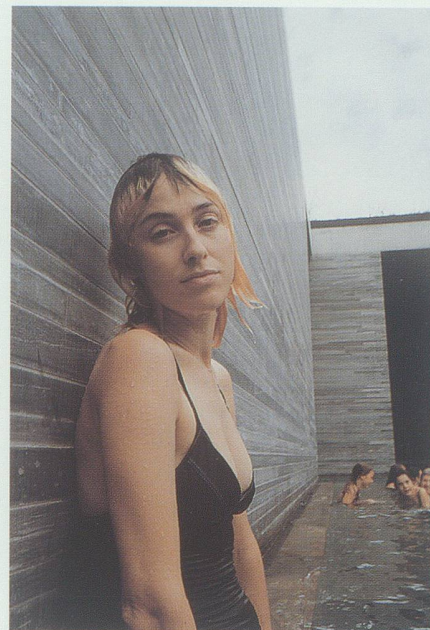
Elisabeth (rechts) und ihre Schwester Ursula beim Grossvater Florian Lippuner, s Laschtis Fluri, in Grabs. November 1966. Bild: Walter Rist.



Patenschaft für ein bosnisches Mädchen, das hier die Lehre macht und das jeden Monat Geld von mir bekommt, und den Leuten von der «Wochenzeitung», denen ich einen Videostill überlasse, den sie in einer Dreihunderter-Auflage verkaufen werden, habe ich allen abgesagt. Für eine Weile, so meine ich, habe ich meinen Dienst getan auf dem politischen Parkett. Dazu kommt, dass mit zunehmendem Alter nicht mehr so klar sichtbar ist, wer zu den Guten und wer zu den Schlechten gehört. Hinter vielen Sozis verstecken sich extrem sture, altmodische Typen, und es gibt Liberale, die eine wirklich liberale Weisheit an den Tag legen und zum Beispiel viel interessierter an Kultur sind als die Linken. Das macht es für mich viel schwieriger. Bei jedem Politiker muss man von neuem entscheiden, ob er das Herz auf dem rechten Fleck hat. – Nach dem Ende des Kalten Kriegs ist es schwieriger geworden, noch an Utopien zu glauben. Trotzdem möchte ich mein Menschenbild aufrechterhalten, nach dem jeder Verantwortung für sein Handeln übernehmen und jeder mit seinen Ängsten selber fertig werden muss und sie nicht auf andere projizieren darf. Und ich gehöre sicher zu denen, die mit allen Mitteln gegen ein «Blocher-Regime» kämpfen werden.

Während deiner Mittelschulzeit nanntest du dich eine Weile Elisabeth-John Rist, zu Ehren von John Lennon...

Schon in der Sekundarschule schrieb ich mich so, und in der Kanti dann auch.



Auf einem deiner Tapes verwendest du Lenons «Happiness is a warm gun» als akustisches Leitmotiv. Was bedeuten John und Yoko heute für dich?

Als Beziehung stehen sie immer noch für das Ideal der symbiotischen Bande: zwei gegen den Rest der Welt. Durch diese Art Massenkultur kriegte ich erstmals etwas mit von Kunst. Das öffnete eine Welt für mich. Ich liebte ihre komischen Sprüche wie zum Beispiel: «Sitze unter einem Baum und warte, bis ein Apfel herunterfällt.» Wie alle anderen John-Lennon-Fans meinte ich damals: John Lennon und Yoko Ono und ich; wir sind zu dritt allein. Erst viel später merkte ich, dass ich da zu zwanzig Millionen gehörte. Ich denke, ihre Lieder sprechen ein kollektives Unterbewusstsein an. Jeder hat eine Erinnerung zu diesen Liedern.

«Seit der Zeit als Expo-Direktorin werde ich etwa jeden zweiten Tag gebeten, meinen Namen für eine gute Sache zur Verfügung zu stellen.»

Erinnerst du dich an die Happening-Party bei Thomas Rhyner zu Hause, über der Bäckerei?

Wir wollten dieses Happening-Zeug etwas nachmachen. Wir nähten Leintücher zusammen. In einem Raum mussten sich alle Anwesenden unter dieses Leintuch legen oder setzen. In einem anderen Zimmer lagen dreitausend Kaugummis am Boden. Weiss der Teufel, woher wir die hatten. Zu trinken gab es nur in der Badewanne; wir tranken damals keinen Alkohol, nur Coca-Cola und Elmer Citro. Am Schluss standen alle fünfzehn Gäste in der Badewanne. An den Wänden hingen selbstgemachte Kunstwerke, Comics mit Lennon-Texten: Love is real; love is you and me.

Als frühe Kunstaktionen könnte man auch das grün gefärbte Meerschweinchen und das Kaugummibild am Mittelschulfest bezeichnen. Kannst du dazu etwas sagen?

Jede Klasse war verantwortlich für ein Restaurant an diesem Fest. Da ich aber schon etwas politisiert war und eben Yoko Onos Kunstaktionen kannte, hatte ich keine Lust, beim Chinarestaurant unserer Klasse mitzuwirken. Im Namen der Schülerzeitung «Monokel», wo ich Redaktorin war, schlug ich einen Raum mit weissem Papier aus, damit die Leute dort malen und zeichnen konnten. Zudem baute ich ein



Pickelporno, 1992. Videotape, 12 Minuten. Bild: Pipilotti Rist.

Gitter aus Holz, malte es weiss an, legte einen Spiegel auf den Boden und stellte ein gelb gefärbtes Meerschweinchen darauf. Schliesslich fertigte ich noch einen Rahmen an, in welchen die Gäste ihre Kaugummis kleben konnten.

Und die Idee des Ganzen war ein Kunstwerk? Ja, ein Kunstwerk, inspiriert von Yoko Ono. Partizipativ sollte es sein; kollektiv. Da gibt es ja auch viele Beispiele. – Es war eine volle Schlappe, ein totaler Reifall. Erstens waren die einzigen, die überhaupt etwas an die Wände schrieben, die Fuss-

ballfans: «Hopp FC Mels» und «Inter Turin» (*lacht*). Wegen des Meerschweinchens kam der Tierschutzverein, und zu allem Übel wurden die teuren Seidenstoffe, die meine Mutter von China mitgebracht hatte und die ich den andern für ihr Chinarestaurant ausgeliehen hatte, samt und sonders gestohlen.

Stimmt es, dass du dem Pfarrer bei der Konfirmation eine Rose überreicht hast?

Ja. Ich wollte mich nicht konfirmieren lassen. Meine Grossmutter in Grabs machte dann aber Druck, und meine Mutter bat

Ever is over all, 1997. Still aus Videoinstallation, courtesy Hauser & Wirth, Zürich. Bild: Pipilotti Rist.



mich, ihr zuliebe meine Abmeldung rückgängig zu machen. Ich fand den üblichen Ablauf langweilig und wollte etwas bieten. Nun könnte man das natürlich kritisch analysieren: Wollte ich einfach im Mittelpunkt stehen, oder hatte es damit zu tun, dass ich fand, man müsse doch die ganzen Rituale nicht einfach über sich ergehen lassen, sondern sie entweder erneuern oder Eigenes beisteuern?

Partizipativ mitwirken – jedenfalls war es eine schöne Geste...

Abgesehen davon, dass mir der Pfarrer gut gefiel (*lacht*).

Vor bald zwanzig Jahren hast du mir einmal beschrieben, dass du manchmal Solorituale beziehungsweise Solarituale durchführst. Machst du das immer noch?

Das machte ich früher mehr. Das sollte ich wieder machen. Das rituelle, bewusste Arrangieren von Gegenständen, vergleichbar mit dem Bauen von kleinen Altären... Aber das macht jeder Mensch.

«Ich finde es so traurig, dass man nicht mehr ist wie Kinder.»

Das macht jeder Mensch, meinst du? Glaubst du nicht?

Ich weiss nicht, Kinder vielleicht.

Aber das sollte man retten. Ich finde es so traurig, dass man nicht mehr ist wie Kinder.

**I'm not the girl who misses much, 1986. Videotape, 4 Minuten.
Bild: Pipilotti Rist.**

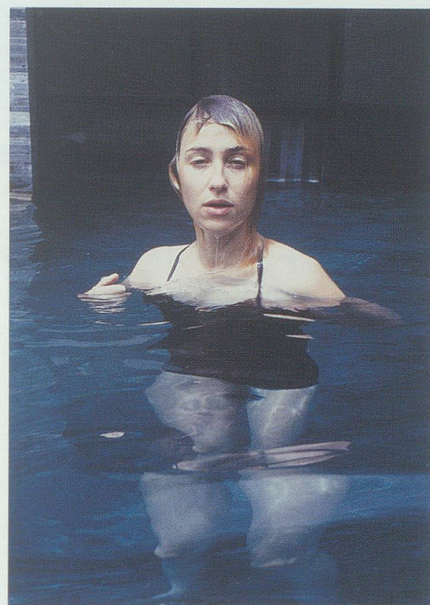
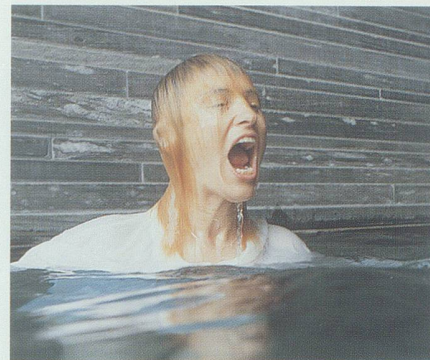


Du noch am ehesten.

Vielen Dank. Ich komme mir manchmal schon völlig verdoof und veraltet vor. Kinder studieren nicht lange, sondern probieren es grad aus.

Du fielst schon in der Mittelschule durch extravagante Kleider auf. Ein Mitschüler meint, du seist die Erste gewesen, die Lederhosen trug. Andere Leute erinnern sich an dich gar ausschliesslich als «das verruggt Huan mit dem Aagglegg». Was bedeuten Kleider für dich?

Viel! (*lacht*) Ich habe es gern, wenn andere sich auch ein wenig Mühe geben. Labels bedeuten mir absolut nichts, aber mich interessieren Stile, Zeiten, Erinnerungen. Durch Kleider kann man in Erinnerungen schlüpfen und sich plötzlich etwas anders fühlen. Es ist, wie wenn man ein Haus oder eine Wohnung gestaltet. Es ist die kleinste Form von Architektur, die Hülle um den Körper. Mich regt die Konformität der Mode auf. In Italien noch mehr als in der Schweiz tragen alle dasselbe, nur weil es grad Mode ist. Dann hatte ich schon immer ein Flair für die Sixties. Ich liebe Farben und Uniformen. Ich weiss, dass das ein Widerspruch ist. Ich hasse die Mode, weil sie so konform ist, aber ich liebe Uniformen. Ich habe es gern, wenn es oben und unten gleich ist. Das hält den Menschen zusammen... Und ich finde, du trägst ein zu grosses Hemd; aus Seide zwar, aber zu gross.





«Ich war mit meinen blauen Augen sozusagen das Gschänggli für die Emigranten.» Curnera-Baustelle, Barbaratag 1965. Bild: Walter Rist.

Wir könnten ja einmal miteinander einkaufen gehen, du könntest mich einkleiden. Au ja!

«Durch Kleider kann man in Erinnerungen schlüpfen und sich plötzlich etwas anders fühlen.»

Nicht labelhaft, aber etwas speziell. Noch so gern. Also abgemacht.

Kantimitschüler und Kantilehrer charakterisieren dich einerseits als extravagant, rebellisch und unangepasst, andererseits als

versöhnend und integrativ, immer liebenswürdig und nie anstössig frech. Das sind scheinbar widersprüchliche Eigenschaften. Kannst du dir einen Reim darauf machen?

Ich empfinde das als geilomates Lob, aber ich denke, ich war früher frecher als jetzt. Vielleicht ist es an einer Schule auch einfacher, aus der Reihe zu tanzen, weil alles so genormt ist.

Was mich immer extrem aufregte, war Mobbing. Wenn eine Kollegin das Schulzimmer betrat und die drei Jungen, die schon da waren, die Augen verdrehten, dann reagierte ich allergisch darauf. Ich

war in meiner Schulzeit nie eine Leaderfigur, aber ich folgte auch nie den Leaderfiguren.

Eine Mitschülerin schildert dich als sehr schwärmerisch...

Begeisterungsfähig!

Ihr damaliges zwiespältiges Verhältnis zu dir begründet sie mit: zu viel Gag, zu viele Versprechen, zu wenig Reflexion. Sie meinte, du habest die grossen Ideen gehabt, dir seien die grossen Würfe gelungen, es habe aber oft einen realitätsnäheren Teil bei jedem kleinen und grossen Unternehmen gegeben, den andere hätten übernehmen müssen. Was meinst du dazu?

Das kann ich als Kritik akzeptieren. Oft sah ich Reales einfach nicht, es existierte nicht in meinem Repertoire. Ich bin später bei meinem Partner Samir durch eine harte Schule gegangen. Er sagte beispielsweise zu mir: «Die Pfanne wird jetzt auch aufgeräumt, wenn du das Geschirr wäschst!» oder «Wenn du zu spät kommst, ist das nicht nett für die und die Leute...», und ich hatte mir die Konsequenzen oft nicht vorgestellt. Was die Reflexion betrifft, so sollte ich sicher – und das gilt heute noch – darauf schauen, den Dingen mehr auf den Grund zu gehen. Ich verlasse mich oft darauf, dass die «hinteren» Schichten meiner Kunstwerke intuitiv schon erfasst werden, auch wenn ich sie nicht systematisch und bewusst durchforscht habe.

Einer deiner Mittelschullehrer hat mir geraten, dich auf diese drei Themen anzusprechen: 1. Landesverteidigung, 2. Feminismus, 3. DDR. Ich will den originellen Tipp gerne befolgen.

Mit «Landesverteidigung» meint er den Aufmarsch einer Militärmusik an der Schule. Ich schrieb «Army go home» auf ein Plakat und marschierte damit neben der Kapelle her, so dass die Zuschauer auf der anderen Seite ständig den Spruch über den Köpfen der Musikanten lesen konnten oder mussten (*lacht*). Zuerst riss mir dann ein Lehrer das Plakat weg, und später musste ich beim Rektor antraben, der mir – gegen seinen eigenen Willen, wie er durchblicken liess – das Ultimatum stellte. Mit «Feminismus» meint er meine Geschichtsmatura. Nach monatelangem Büffeln über Frauen in der Geschichtsschreibung stellte mir der Geschichtsprofessor an der Prüfung völlig läppische, unangebrachte, sexistische Fragen, anstatt mich

Auf dem Markusplatz in Venedig. 1974. Bild: Walter Rist.





Fliegendes Zimmer, 1995. Videostill aus dem Installationstape «Die MitarbeiterInnen der Bank in Aktion», SBG Buchs/St.Gallen. Bild: Pipilotti Rist.

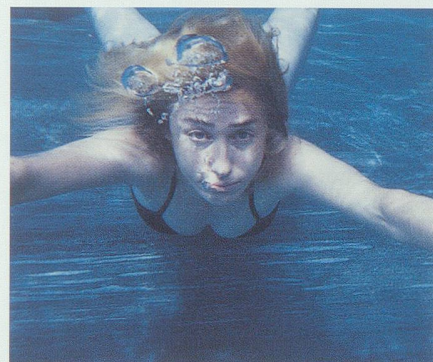
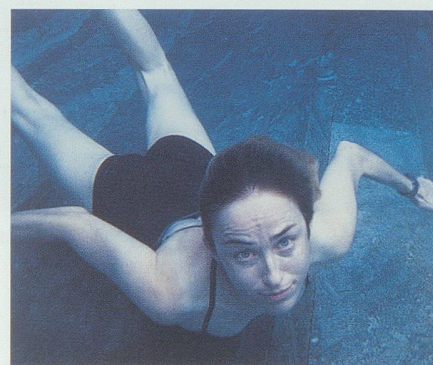
über meinen wohl vorbereiteten Stoff zu prüfen.

«DDR» steht wohl für die Maturareise. Die Klasse hatte sich in zwei Lager gespalten. Die einen, zu denen ich gehörte, versuchten, mit einem etwas milden Auge auf die DDR zu blicken. Die andern fanden alles «verschissen». Der gleiche Professor wurde nicht müde, gemeinsam mit diesem zweiten Lager den ganzen Tag zu schreien, dass das DDR-Cola nicht so gut sei wie «unser» Coca-Cola. Ich versuchte, der DDR noch etwas Romantisches abzugewinnen. Ich könnte aber nicht sagen, die

Reise habe meinen kommunistischen Eifer verstärkt.

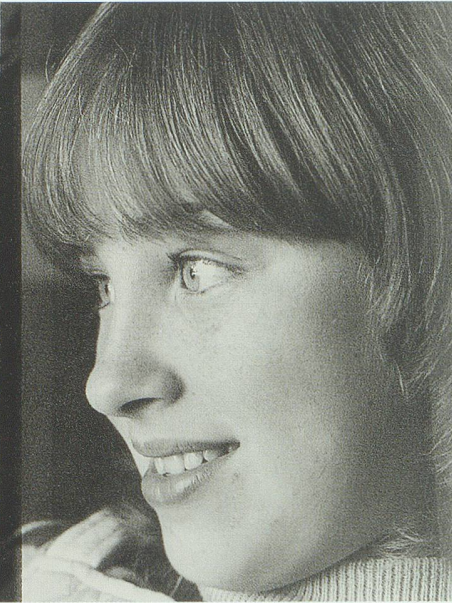
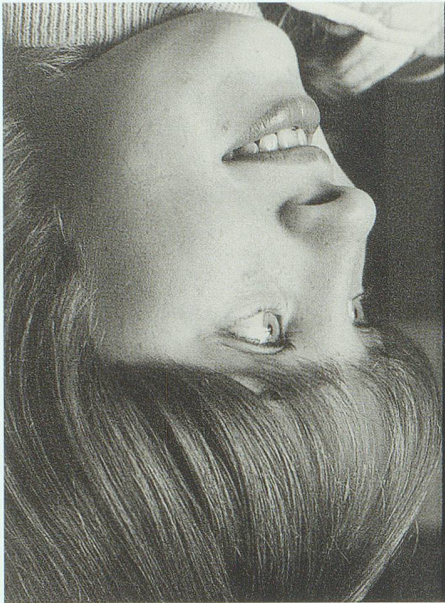
Während der Kantizeit wohntest du eine Zeit lang in einer ziemlich chaotischen Wohngemeinschaft in Wangs. Wie hast du diese Erfahrung in Erinnerung?

«Chaotisch» trifft den Sachverhalt, aber ich dachte damals, das Leben sei so. Meine Mitbewohner verdienten ihr Geld mit Tankreinigen. Im übrigen waren sie so California-Hippie-mässig drauf. Jede Nacht veranstalteten sie bis fünf, sechs Uhr Blues-Sessions. Ich konnte nicht schlafen,



Remake of the weekend (Busfahrt), 1998. Still aus Videoinstallation, courtesy Hauser & Wirth, Zürich. Bild: Pipilotti Rist.





Die Neunjährige. 1971. Bild: Walter Rist.

und um sieben musste ich aufstehen. Ich war die einzige, die zur Schule ging. Mein Zimmer war der ehemalige Hühnerstall, den ich schön weiss angestrichen hatte. Das Haus war angefüllt mit Sehnsüchten: ein wenig California Dream, etwas RAF-Groove – ich las damals dieses dicke RAF-Buch –, dann das Verruchte, das Kriminelle. Es war eine Brutstätte für Sehnsüchte, aber nicht deren Befriedigung.

Viel zu reden im Dorf gab die Sowjetfahne, die du an eurem Haus in Buchs aufhängtest...

Nein, auf den Beton gemalt war die, beim Eingang, mit Dispersion. – Selbstkritisch könnte ich sagen: Es war der unreflektierte Gag einer Tochter der weissen Mafia (lacht).

Später, als du mit zwei Freundinnen – auch wieder in Wangs – wohntest, hing eine französische Flagge an der Wand. Weissst du noch, warum?

Ah, vous savez, c'est l'internationalité cosmopolitaine... et pensez-y: à Wangs tout ça!

«Im Autonomen Jugendzentrum AJZ hatte ich einmal eine ganz schlimme Diskussion mit Feministinnen. Sie wollten mich fertig machen, weil ich einen kurzen Rock trug und rote Lippen hatte.»

Eh bien, j'comprends. – Wie hast du die Jugendunruhen 1980 erlebt?

Nur am Rande. Ich verkehrte in der WG einer Freundin, die sehr involviert war. In der Nacht ging ich manchmal mit ihr kleistern. Ich war eine Wochenendbeweglerin. Im Autonomen Jugendzentrum AJZ hatte ich einmal eine ganz schlimme Diskussion mit Feministinnen. Sie wollten mich fertig machen, weil ich einen kurzen Rock trug und rote Lippen hatte. «Das machst du nur für die Männer!» sagten sie. Ich versuchte mich zu rechtfertigen, dass

ich das auch für mich täte. Andere mischten sich ein, und es entstand ein sehr aggressiver Disput.

«Ich habe gern Sprayereien, so viel wie möglich, so bunt wie möglich.»

1981 wurden mehrere Gebäude in Buchs mit Sprüchen besprayt. Zu den Hauptverdächtigen bei Klatschanten, Stammtischhelden und andern braven Bürgern zähltest auch du. Da du in der fraglichen Nacht aber gar nicht in Buchs warst, liessst du zuhauenden der betreffenden Gerüchteküchen ausrichten, du dankest für die Ehre dieses Verdachts, es wären dir aber sicher originellere Sprüche eingefallen. Wie stehst du heute zu Graffiti?

Super! I like graffiti! Ich habe gern Sprayereien, so viel wie möglich, so bunt wie möglich. Aber wenn die Sprüche lesbar sind, müssen sie gut sein. Ich fände es cool, wenn nicht nur immer der Chicago-style kopiert würde, sondern wenn in der Schweiz ein eigener Stil entstände. Die Hausfassaden müssten unten rum allen gehören, und sie sollten nicht immer nur weiss und beige sein. Im Flugzeug vor allem denke ich das. Unsere Welt wäre so viel schöner, wenn wir rote, gelbe, blaue Häuser hätten, fast wie Bienenhäuschen.

Ein Mitschüler meinte, dass es dir wichtig gewesen sei, nirgends eingeordnet werden zu können. Ist dir das heute als Künstlerin auch ein Anliegen?

Einerseits regen mich Künstler mit einer Corporate Identity auf, die dreissig Jahre lang das Gleiche machen. Andererseits ergibt sich aus dem intensiven In-die-Tiefe-Gehen eine Qualität für sich. Ein Künstler wie Wolfgang Laib zum Beispiel erreicht durch sein unbeirrbares Dranbleiben am Gleichen eine Ebene, die sich mit Worten nicht beschreiben lässt. Eine Ebene, wo et-





Atmosphere & Instinct, 1998. Still aus Videoinstallation, courtesy Hauser & Wirth, Zürich. Bild: Pipilotti Rist.

was wirklich fertig gestellt, wirklich ausgearbeitet worden ist. Meine Installation in der UBS in Buchs zum Beispiel ist immer noch nicht ganz fertig. Es fehlt ein Blumenstrauß auf dem Tischchen. Das ist einfach noch nicht wirklich zu Ende geführt...

«Man hat das Privateigentum heilig gesprochen, und gleichzeitig werden jeden Tag Kinder überfahren.»

Machst du das noch?

Ja, denn ich finde das je länger je wichtiger. Am Anfang machte ich das viel eher, und dann kommst du in einen Strudel, der verhindert, dass du die Dinge zu Ende führst. Im Moment aber habe ich richtig Lust dazu.

In der Videoinstallation «Ever is Over All» zertrümmert eine übermütig lächelnde, schöne junge Frau mit einer Blume eine Au-

toscheibe nach der anderen, und das unter den Augen einer locker salutierenden Polizistin. Diese Arbeit ist mir auf Anhieb tief unter die Haut gegangen und hat fast vergessene anarchisch-ungestüme Emotionen meiner Jugendzeit aufgewühlt. Gehen viele deiner Ideen auf deine Jugendzeit zurück?

Die Energie ist vielleicht die Erinnerung an die Energie jener «Schlag-zurück-Zeit», und die Grundidee, dass nämlich Gewalt am Objekt nicht so schlimm ist und extrem überproportional geahndet wird, die hatte ich schon als Teenager. Man hat das Privateigentum heilig gesprochen, und gleichzeitig werden jeden Tag Kinder überfahren. Aber das Bild ist nicht ein Bild aus der Jugend.

Wie entstehen denn deine Bilder?

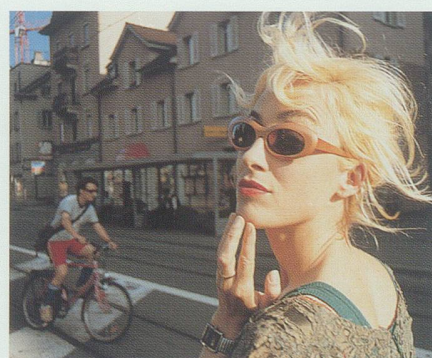
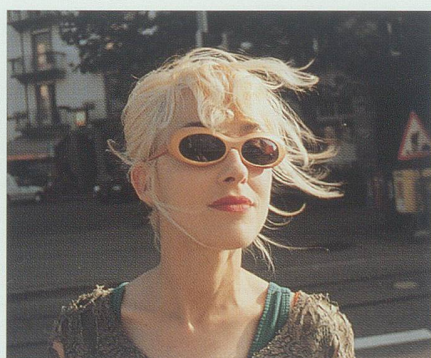
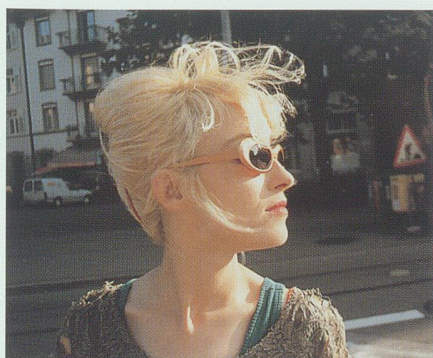
Da sind einerseits die Reize der Umwelt: Erlebtes, Bücher, Fernsehen, Zeitschriften, Film... und wohl auch die Bibel. Andererseits sind da innere Wünsche, Traumbil-

der, Utopien, Lustfantasien... Aus all dem entstehen Derivate, welche verschiedene Filter passieren: Moral, Ehrgeiz, Angstvermeidung, Nirwana-Wunsch...

«Gegenüber einem Journalisten, bei dem ich nicht wirklich sicher bin, dass ich ihm vertrauen kann, mache ich keine Medienkritik, denn sie geben es dir zehnfach zurück. Und sie haben den GW.»

Vor einigen Jahren einmal regtest du dich ziemlich auf über einen geplanten Zeitschriftenartikel über dich unter dem Titel «Sehen und gesehen werden». Du fandest, man wolle dir Mediengleichheit unterjubeln. Was hast du für ein Verhältnis zu den Medien?

Ich finde die Medien oft scheinheilig. Du wirst von den Medien als Objekt auserkoren. Du machst mit, bist einverstanden. Es ist ein Deal. Am Schluss wird die Verantwortung aber völlig dir rübergeschoben. Medienvertreter gehen beispielsweise auf eine Party, lichten die Leute dort ab und schreiben: Schaut, all diese Leute sind gekommen, damit sie in den Medien erscheinen. Dabei sind sie es doch, die diese Leute zeigen. In den meisten Artikeln ist ziemlich klar, was suggeriert werden sollte, aber die Technik wird selten offen gelegt. Der subjektive Schreibstil hat bei uns in den Medien leider nicht Einzug gehalten; dass einer etwa schrieb: Heute morgen bin ich schlecht aufgestanden und ich habe Bauchweh und jetzt muss ich diesen Scheissartikel schreiben. So etwas wird tunlichst weggelassen, auch wenn das Bauchweh sehr wohl den Artikel beeinflusst. – Was ich jetzt gesagt habe, ist eigentlich schon zu viel, denn nach meiner Erfahrung darf man nicht mit den Medien über die Medien sprechen.



Warum?

Weil sie keine Kritik dulden und weil sie immer alles zu ihren Gunsten umdrehen. Ich habe einem «Zeit»-Journalisten einmal meine Meinung über die Medien gesagt. Er zitierte mein Lamento und – münzte alles auf das Fernsehen um. Bei dir geht das jetzt, weil wir uns kennen. Gegenüber einem Journalisten, bei dem ich nicht wirklich sicher bin, dass ich ihm vertrauen kann, mache ich keine Medienkritik, denn sie geben es dir zehnfach zurück. Und sie haben den GW.

Welche Reaktionen auf eines deiner Kunstwerke sind dir in besonderer Erinnerung geblieben?

(überlegt) Jaa, letzte Woche, ein Brief (lacht) vom Reina-Sofia-Museum in Madrid, dem grössten spanischen Museum für zeitgenössische Kunst. Der Kurator schrieb: «I've seen your exhibition in Paris. It's one of the best shows I've ever seen.» Ich freue mich über Leute, die mir sagen: «Ich fand Videokunst bis jetzt langweilig (lacht), hatte keinen Zugang. Sie haben mir den Zugang zu diesem Medium ermöglicht. Ein Journalist der «Village Voice» in New York, der pensioniert ist und jetzt für den «New Yorker» arbeitet, sagte zu mir, es sei mein historisches Verdienst (lacht), dass ich die Brücke geschlagen hätte zwischen Musikvideos und Kunst. Es gebe mehrere solcher Ansätze; eine Brücke, über die man gehen könne, aber hätte ich geschlagen. – Geil, oder nicht? (lacht)

Ich lernte dich Ende der siebziger Jahre als Lisi kennen. Warum kursieren immer wieder andere Geschichten über die Entstehung deines Künstlernamens?

Weil ich allen immer wieder andere Storys erzählt habe, weil es mir zu langweilig geworden wäre, immer die gleiche Geschichte zu wiederholen. Mit der Zeit bekam ich manchmal selber ein Durcheinander.

Weisst du die wahre Geschichte denn überhaupt noch?

Noch ganz genau: Als ich mit zwanzig nach Wien zog, lernte ich als Erstes unabhängig voneinander zwei Leute kennen: Sabine und Hardy. Sabine nannte mich Pipi, ich glaube, weil ich rote Haare hatte; Hardy sagte zu mir Lotti. Weil ich mit meinem Namen ohnehin nie zufrieden gewesen war, stellte ich mich von da an allen Leuten als Pipilotti vor.



Mit der Mutter, s. Laschtis Fluris Anneli, auf Schloss Werdenberg. 1966.
Bild: Walter Rist.

Aber deine Mutter sagte zu mir, dass sie dich als Kind manchmal Lotti genannt habe?

Siehst du, die glaubt es auch schon (lacht). Oder sonst hat sie extrem gut dicht gehalten. Journalisten fragen oft meine Mutter. Dann schaut sie jeweils so zu mir rüber, wie um zu fragen: Welche Version muss ich...?

«Bei uns sind sogar die Rocker zivilisiert.»

Künstler, aber nicht nur solche, klagen über die Kleinheit und Kleinkariertheit der Verhältnisse hierzulande. Wie empfindest du das Leben in unserem Land als Bürgerin und als Künstlerin?

Bei uns sind sogar die Rocker zivilisiert. Es ist schon recht bünzlig bei uns, sogar ich verhalte mich manchmal schon bünzlig.

Das Klima ist nicht leger, und schuld daran ist der Perfektionismus. Man möchte alles im Griff haben und immer die Übersicht behalten. Auch ich bin geplagt von diesem Syndrom. Anstatt mir zu sagen: Das Durcheinander, das ich gerade im Kopf habe, muss jetzt so sein, habe ich sofort das Gefühl: Das musst du jetzt in den Griff bekommen; das geht doch nicht. Das hat sicher mit der Grösse des Landes zu tun. In Deutschland oder Italien oder noch grösseren Ländern musst du, ob du willst oder nicht, loslassen lernen. Die Ebene ist dermassen riesig, ist einfach nicht kontrollierbar. Wir aber haben immer noch das Gefühl, man könne alles überblicken.

Du hast einmal in einem Interview gesagt: Wer die Jugend im Rheintal überlebt hat,

überlebt alles. Was machte deine Jugend so hart?

Die extreme soziale Kontrolle. Das ist in den letzten zwanzig Jahren wahrscheinlich besser geworden. Als ich hier aufwuchs, wusste man von jedem, was er macht.

Aber verglichen mit den Verhältnissen in den umliegenden Gemeinden, wie ich sie mitbekommen und erlebt habe, hatte Buchs doch schon vor zwanzig Jahren fast städtischen Charakter.

Zugegeben: eine wichtige Kontrollinstanz für mich war meine Grossmutter in Grabs. Immer wieder wurde mir über meine Mutter gemeldet, was der Grabser Dorfratsch über mich zu berichten wusste.

Was verbindet dich noch mit dem Werdenberg?

Dass ich jeweils meinen Freunden zeigen kann, wo ich aufgewachsen bin (*lacht*). Nein, im Ernst: einige wenige Leute, allen voran meine Mutter, dazu die Erinnerungen.

Was bedeutet deine Familie für dich?

Intensive Bande, gute und schlechte, aber verknüpft auf immer und ewig.

Du hast in Wien gelebt, in Basel und in Berlin. Jetzt lebst du vor allem in Zürich. Welches sind für dich die wesentlichen Unterschiede zwischen dem Leben auf dem Land und in der Stadt?

Die werden je länger je weniger. Für mich ist die Stadt vor allem wegen der Infrastruktur gut. Digitalprint dort, Fotolabor hier, Schnittplatz da. Das ist konzentrierter in der Stadt. Aber auch das nimmt ab, weil die Technologien dermassen schrumpfen, dass man sie auch auf dem Land überall einsetzen kann. Und mit der Vernetzung verringern sich mehr und mehr die Gründe, warum man in der Stadt sein muss. Ein wichtiger Unterschied ist die Anonymität der Stadt. Dann die Inspiration. Sieht man die Leute auf der Strasse, kommen einem gleich wieder neue Ideen. Die Information ist dichter – und die Natur ist ja trotzdem nicht weit.

Viele deiner Werke sind im weiten Sinne visuelle Gedichte. Was für Bilder kämen in deinem Rheintalvideopoem beziehungsweise in deiner Werdenberger Elegie vor?

Rheinwasser in allen verschiedenen Graubis Silbertönen, Bächlein, Tobel, Wald, die Sulser-Garage, die Sternblöcke und überhaupt die Blöcke dort unten. Ich würde sie so aufnehmen, dass es überall in Mitteleu-

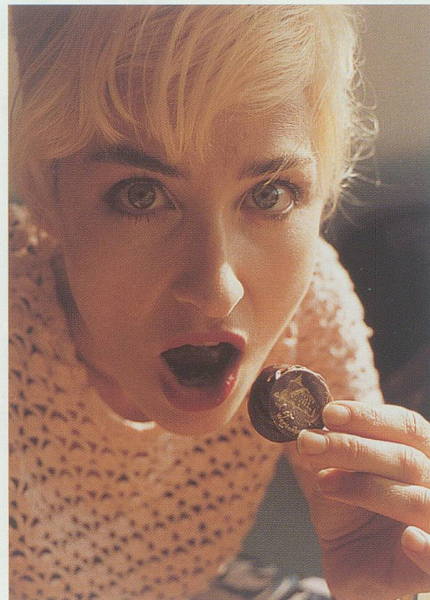


ropa sein könnte... Ist das noch zu wenig? So schnell mache ich im Fall keine Videos. Das überlege ich mir reiflicher (*lacht*).

«Ich verstehe den Ruhm in unserer Gesellschaft nicht als Auszeichnung, nicht als Ritterschlag, sondern als reine Verbesserung der Produktionsbedingungen.»

Noch eine letzte Frage. Vielen berühmten Leuten steigt der Ruhm zu Kopf. Dir aber scheinen jegliche Starallüren abzugehen. Wie erklärst du dir das?

Ich verstehe den Ruhm in unserer Gesellschaft nicht als Auszeichnung, nicht als Ritterschlag, sondern als reine Verbesserung der Produktionsbedingungen.



Trotzdem kommt man zu Ruhm nicht wie die Jungfrau zum Kinde. In gewissem Sinne eine Auszeichnung ist er einfach.

Er hat zu tun mit harter Arbeit und viel Glück. Ich finde auch, je mehr Ruhm man erntet, desto demütiger muss man sein. Das ist vielleicht eine etwas alte, protestantische Idee, dass man büssen muss für das Glück, das man hat. Zudem sind mir arrogante oder grosskotzige Leute unsympathisch, und ich will nicht unsympathisch sein.

Du hast einmal gesagt, das Leben sei viel zu kostbar, um cool oder fies zu sein...

Ja. Besser kann man es nicht sagen (*lacht*).

Stimmt. Das ist absolut unerreicht. Pipilotti, ich danke dir für dieses Gespräch. Gehen wir wieder baden!

